Johann Peter Eckermann

Eine psychoanalytisch-biographische Studie

Von

Eduard Hitschmann

*„Es ist kein Mensch, dessen Gemüts-
geschichte nicht belangreicher wäre, als
der längste, schönste ‚concipierte' Roman."*
Multatuli

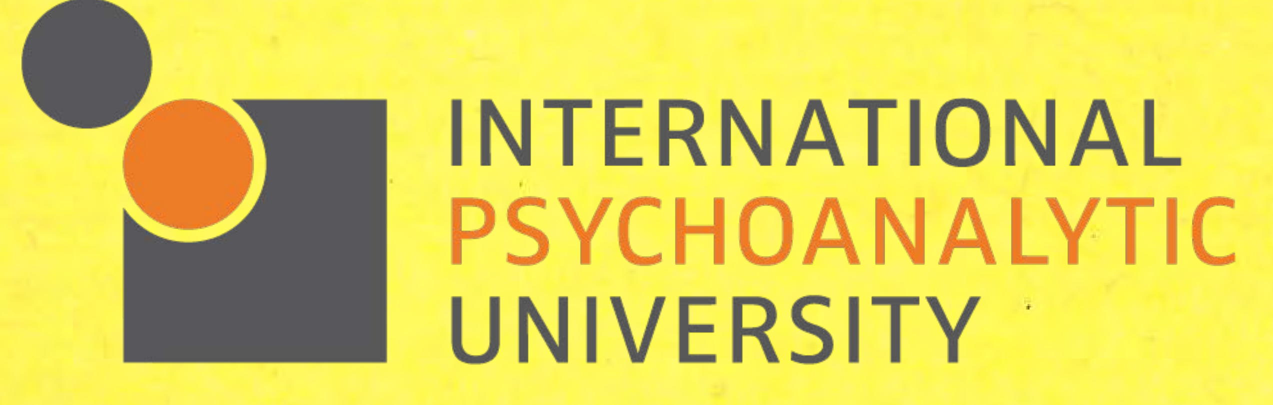
Anhang: Zwei Träume Eckermanns

Internationaler psychoanalytischer Verlag, Wien I.

Dem Schriftsteller-Kollegen Dr Becher
freundschaftlich
d. Verf.

Separatabdruck aus „Psychoanalytische Bewegung“,
V. Jahrgang 1933, Heft 5

Alle Rechte vorbehalten





Johann Peter Eckermann

Von

Eduard Hitschmann

Vortrag, gehalten im „Wiener Goethe-Verein", den 4. Februar 1933.

Meine Damen und Herren!

Wenn wir für eine geraume Zeit auf den klassischen Boden von Weimar und zu seiner Blütezeit zurückkehren wollen, mag es nicht unangepaßt sein, mit einem bekannten Satz von Schiller zu beginnen.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun."

Der Mann aber, der heute im Mittelpunkt unseres Interesses stehen soll, Johann Peter Eckermann, ist kein gewöhnlicher Kärrner und nicht mit Massenpsychologie abzutun.

Er durfte sich ja Goethes Freund und Mitarbeiter nennen, einer Gilde von Menschen zugehörig, die trotz des demokratischen Fortschrittes der Zeiten noch immer nicht organisiert sind. Die Freunde und Mitarbeiter der großen Geister haben noch keine Gewerkschaft.

Vielleicht gerade darum gehört die Beziehung Jünger und Meister, freiwilliger Mitarbeiter und führender Geist zu den schönsten menschlichen Beziehungen. Vermutlich gelingt es uns bei der Betrachtung des Verhältnisses Eckermanns zu Goethe auch Generelles über die tieferen Zusammenhänge solcher Beziehungen festzustellen.

Der gemeinsame Zweck, den Goethes und Eckermanns Zusammenarbeit verfolgte, war nicht — wie sonst oft — eine wissenschaftliche Lehre oder der Dienst an einer politischen Partei, sondern erstens die Vollendung des Königsbaues des Goetheschen Werkes und zweitens die Fertigstellung jenes auf Eckermanns Initiative zurückgehenden, später so weltberühmten Buches: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" von J. P. Eckermann.

Die Gespräche mit Eckermann hat Nietzsche das beste deutsche Buch genannt, es gehört zu den vielgelesensten und gilt so manchem als Brevier, aus dem er des Abends Worte der Weisheit holt oder seine Freude an der Gestalt des großen Universellen, des Kosmopoliten, des Humanisten erneuert. Der Leser betritt das Haus Goethes, sieht und hört ihn wie leibhaftig, so meisterhaft hat Eckermann die Gestalt und das Wort seines großen geliebten Meisters festgehalten.

Es ist das Bild des Olympiers Goethe, ein idealisiertes Bild. Aber jenes Bild von Goethe, das bei den Gebildeten aller Völker als Vorbild edelsten Menschentums gilt, das Bild eines Erfurcht einflößenden, machtvollen Mannes im Reiche der Geister. Das Volk fühlt ihn als Verkörperer der Volksseele, als Ahnherrn des Geschlechtes: und tatsächlich erscheint diese Figur Goethes in Träumen als Symbolgestalt des Vaters.

Während die engsten Zeitgenossen, so vor allem die autoritativen, Kanzler Müller, Riemer, Soret und Ottilie von Goethe, die Zuverlässigkeit der Überlieferung der Gespräche verbürgten, haben genauere Forschungen, so insbesondere der Vergleich mit Goethes Tagebüchern durch Prof. Castle, Zweifel und Anstände genug ergeben. Auf tausend Besuche bei Goethe ergeben sich nur 250 Gespräche, hat man vorwurfsvoll ausgerechnet. Der strenge Kritiker Petersen kommt sogar zu dem Schlusse, daß die Gespräche, wenn wir sie zu Goethes Biographie verwenden wollten, immerhin den Titel — „Dichtung und Wahrheit" führen müßten. Es fehlt der leidenschaftliche, sarkastische, zornige, der niedergeschlagene, unzugängliche Goethe! Man hat sich dann zu dem höheren Standpunkt durchgerungen, einzusehen, daß — wenn auch tatsächlich nur alle auch von anderen veröffentlichten, mehr realistischen Gespräche zusammengehalten erst das richtige Bild Goethes geben — eben nicht nur die Ähnlichkeit der Zweck eines Porträts sei, sondern es gerade als Eckermanns künstlerische Leistung zu rühmen ist, Goethe uns in der majestätischen Heiterkeit vollendeten, schlackenlosen Menschentums darzustellen. Eckermanns Gespräche sind das lebendigste Werk aus der übergroßen Goetheliteratur, Goethes Vermächtnis an die Nachwelt, vermittelt durch seinen treuesten Jünger.

Unser Interesse an dem Mittelsmann, der uns dieses Bild Goethes mit so ausgezeichnetem reproduktivem Talent überliefert hat, ist also ein lebhaftes, sehr berechtigtes.

Vom Hüter der Kühe in einer dem Städteverkehr entlegenen Heide, von Ährenlesen für die Mutter und Hausiergängen mit dem schwer beladenen Vater — sich emporzuarbeiten zum Mitarbeiter und Freunde des größten Dichters und Menschen seiner Zeit, ist nicht so selbstverständlich und bildet des Rätselhaften genug.

Immerhin ist das Material über die Kindheit natürlich ein nur spärliches; aber zwei autobiographische Skizzen, die Einleitung zu den Gesprächen, ausführliche Kommentare zu denselben, neu aufgefundene Tagebücher Eckermanns, seine Briefe und die darauf fußende zwei-

bändige Biographie Houbens geben uns manch wichtigen Fingerzeig zur Lösung unserer Aufgabe.

*

Lassen Sie uns zunächst noch hören, was denn Goethe selbst über Eckermann geäußert hat:

Er nannte ihn „einen gar feinen und stillen Jüngling", würdigte seine Verdienste in einem Brief an Zelter als „ganz unschätzbar"; nannte ihn auch gelegentlich eine „zusammenschleppende Ameise". Eckermann sei ihm „von bedeutender Beihilfe", sehe „mit löblicher Geduld seine alten hoffnungslos zugeschnürten Manuskriptenmassen" durch. „Eckermann", heißt es anderswo, „versteht am besten literarische Produktionen mir zu extorquieren; . . so ist er vorzüglich die Ursache, daß ich den Faust fortsetze". Aber nicht nur zum zweiten Teil des Faust hat Eckermann anregend gewirkt, auch den vierten Teil von Dichtung und Wahrheit hat er „extorquiert".

In einem Brief an Carlyle schätzte Goethe seinen Helfer, wie folgt, ein: „Eckermanns zartes und zugleich lebhaftes, man möchte sagen, leidenschaftliches Gefühl ist mir von großem Wert, indem ich ihm manches Ungedruckte, bisher ungenutzt Ruhende vertraulich mitteile, da er denn die schöne Gabe besitzt, das Vorhandene, als genügsamer Leser, freundlich zu schätzen, und doch auch wieder nach Gefühl und Geschmack zu Forderndes deutlich auszusprechen weiß."

Wir wissen, daß das Wort „rein" ein Lieblingswort Goethes war; so wird uns denn die Verteidigung Eckermanns, in der das Wort „rein" gleich zweimal vorkommt, Besonderes sagen:

Eckermann hatte Marianne von Willemer besucht, die „etwas Scheues, Zurückhaltendes, Räthselhaftes" an ihm feststellte. Goethe aber antwortet ihr auf diese Mitteilung: „Das Problematische an Eckermann löst sich auf, wenn man erkennt, daß er eine einfach reine Seele ist, die mit sich und der Welt ebenfalls gern rein sein möchte. Wie wenige jedoch gelangen dazu! Ein Wesen wie das seinige kann sich nur nach und nach offenbaren."

Bald gebraucht der 75jährige dem 32jährigen gegenüber die Anrede „Mein Kind", „Mein liebes Kind".

Er hat dessen unbedingte Hingabe an seine Person erkannt, deren Worten Eckermann wie Offenbarungen einer Gottheit lauscht, um sie oft zu Hause getreulich niederzuschreiben, sie für die Ewigkeit zu bewahren.

Gern läßt Goethe sich von Eckermann in angeregte Gespräche verwickeln, um im Wege der Unterhaltung aus der Schatzkammer

seines Innern, das der ganzen Welt zugewendet ist, Weisheiten und Urteile hervorzuholen, die sonst ungesagt und ungeschrieben verblieben wären.

*

Meine Damen und Herren! Zunächst muß ich einen kurzen Abriß der äußeren Ereignisse von Eckermanns Leben geben.

Er wurde geboren als Kind armer biederer Eltern in einem kleinen Ort zwischen Lüneburg und Hamburg; er war ein Spätling. Zwei Söhne der ersten Frau waren als Matrosen ausgefahren; zwei ältere Schwestern waren — als er 10 Jahre zählte — in Dienst außer Hause.

Er mag etwas einsam zwischen den bejahrten Eltern gestanden haben; aber offenbar war er von allen verzogen und man wollte für ihn etwas opfern, falls er eine Begabung zeigte.

Er war schwächlich, daher „zum Schneider geeignet". Aber als er einmal ein Pferd von Vaters Tabak-Paket nachzeichnet, soll er ein Maler werden. Es zeigt nun den Bildungsgrad der Leute, daß vom Malerwerden abgesehen wird, weil eine Schwester berichtet, Maler müssen auf hohen Gerüsten stehen, wo man herunterfallen kann; sie meinte wohl Anstreicher.

Man rät ihm an, Freitische zu essen, um stärker zu werden. Immerhin ist er zu schwach für ein Handwerk und so überwiegt das Intellektuelle; das Ideal einer fixen Beamtenstelle schwebt ihm denn sein ganzes Leben vor, wird aber nur vorübergehend sein Beruf.

Daß er sich als Freiwilliger für ein Feldjäger-Corps meldet, zeigt von seinem Ehrgeiz, aber er macht sich krank.

Er erwacht dann immer klarer zum Erfassen einer höheren Welt.

Als Knabe schon hat er Gedichte gemacht: er ahmt auch mit Erfolg Körners Kriegsdichtungen nach, schwärmt vom Dichterwerden, studiert, um die zum Dichten ihm nötig erscheinende Gelehrsamkeit zu erwerben; er erwärmt sich für Schiller und erhitzt sich für Goethe, den Mannigfaltigen, den Meister.

Mit 26 Jahren verlobt er sich mit Hannchen Bertram, die aber 13 Jahre seine Braut bleibt, ehe er sie heimführen kann.

Denn er ist nun ganz in Goethes Bann getreten, hat ihm ein Bändchen unbedeutender Gedichte gesendet, allerdings eine kühle Antwort bekommen. Aber Goethe erfüllt alle seine Träume. Eckermann wandert nach Weimar, um Protektion bei einem Verleger für ein literarisches Werkchen zu erbitten; eigentlich aber, voll der Sehnsucht, Goethe einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein.

Und nun vollzieht sich in dem ersten Besuch bei Goethe — ein Schicksal! Goethe sucht gerade einen jungen Helfer; der kräftige, resolute Schubarth ist nicht zu haben; aber der 31 jährige Eckermann, fast weiblich anschmiegsam, ist leicht festzuhalten, ist er doch bei Goethe am Ziel seiner Wünsche und Phantasien. Seiner eigenen Bahn ist er nur zu leicht zu entfremden; Goethe warnt ihn vor größeren Arbeiten, rät zur Bearbeitung von Überliefertem.

Viel mehr aber wird er in Anspruch genommen durch das Ordnen „eines Haufens starker Konvolute von Papieren", wird herangezogen zu Gesprächen über Goethes Pläne, geht bald auch in der Farbenlehre auf, und beginnt nun sein Leben für Goethe zu leben, der — wie Eckermann der immer ungeduldiger werdenden Braut schreibt — „sein einziges Glück in Weimar ist".

Er lebt spärlich von Unterrichtsstunden an junge Engländer; Armut bleibt der Hintergrund seines Lebens. „Meine Armut ist mein Unglück", schreibt er Hannchen, „und darüber gehen die schönsten Jahre meines Lebens hin."

Solche Stimmungen unterbrechen die Glücksgefühle im Zusammenleben mit Goethe sowie die Arbeit an den Gesprächen, die Goethe begutachtete, aber im Erscheinen aufschob.

Endlich kann Eckermann heiraten, aber nach einem Jahr schon stirbt die junge Frau im Wochenbett; ein Söhnchen bleibt zu erziehen und zu versorgen.

Dann stirbt Goethe nach fast neun Jahren beglückender, gemeinsamer Arbeit; eine geistige Symbiose hat ihr Ende gefunden. Eckermann steht da, „wie ein natürlicher Sohn, der im Testament vergessen wird".

Er hat nun an der Gesamtausgabe Goethescher Werke, 44 Bänden, mitzuarbeiten, er wird zu Hofe geladen, wird Hofrat, aber ist der Knecht der elenden 300 Thaler von Hofe, die ihn zum Leibeigenen machen, ihn an das Weimar fesseln, das er gern mit seiner geliebten Heimat und ihrer Freiheit vertauscht hätte. Drei Jahre hat er einen verbitternden ungerechten Prozeß mit Brockhaus, er lebt in Not und Schulden. Sein Sohn, der Malertalent hat, ist ihm der einzige Trost.

Eckermann ist eine Sehenswürdigkeit Weimars geworden, lebt der Natur und seinen geliebten Tieren. Ein Besucher vergleicht seine Abgeklärtheit mit der des Landpredigers von Wakefield.

Und so schließt er eines Tages als müder Mann, als verbitterter Sonderling sein Leben der Selbstlosigkeit.

*

Vom ersten Zusammentreffen mit Goethe berichtet Eckermann, er sei glücklich verwirrt in seinem Anblick gewesen, habe das Reden über seinem Anblick vergessen und sich an ihm nicht sattsehen können. Es war ihm bei Goethe unbeschreiblich wohl. Bald erlebt er das Glück, aus allem zu sehn, daß Goethe ihn zu den Seinigen zählt. Ein andermal scheint Goethe, dessen Schönheit oft betont wird, „heiter und jung, wie der beginnende Lenz". Noch im Jahre 1827 heißt es enthusiastisch in einem Brief an Hannchen: „Goethe ist nach wie vor hier in Weimar mein einziges Glück . . es ist unglaublich, wie sein Geist immer so frisch und jung bleibt und sein Körper immer so schön, trotz den 78 Jahren."

Als Eckermann nach Jahren auf seinem ersten mißlungenen Fluchtversuch aus Weimar von Goethe einen freundlich-herablassenden Brief bekommt, antwortet er wieder „mit den Gesinnungen der höchsten Liebe" und berichtet, wie sehr ihn der Brief beglückt habe, „so daß er ihn Gott weiß wie oft auch zwischen Kornfeldern und Dörfern gelesen habe".

Die Eigenart dieser Beziehung sucht Eckermann selbst in der Vorrede zum dritten Band der Gespräche zu deuten: „Mein Verhältnis zu ihm war eigentümlicher Art und sehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meister, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen . ." — Schwärmerisch heißt es dort auch: „Er war immer derselbige und immer ein anderer . . . (Zuweilen) war er wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Wiesen rieselt. Dann war es eine Lust, ihn zu hören; seine Nähe war dann beseligend, und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten . ."

Mit der Hervorhebung der Vater-Sohnbeziehung zwischen Goethe und sich selbst, hat Eckermann wohl das Tiefste über diese Beziehung gesagt.

War er doch selbst, nach seinen autobiographischen Angaben, dem Vater ganz besonders zugetan gewesen, der auch seinerseits den spätgeborenen Knaben auszeichnete.

„Als ich so weit herangewachsen war, pflegte ich den Vater auf seinen Touren zu begleiten und einen Bündel tragen zu helfen, und ich erinnere mich dieser Zeit als einer für mich sehr glücklichen (denn ich ging nicht gerne in die Schule) . . Wenn wir bei Tage auf einer öden Heide wanderten und ich zuweilen etwas zurückblieb, so wurde

mir bange und ich eilte meinem Alten nach und schmiegte mich an seinen Arm und sah bange rücklings umher . . . Nachts lag ich bei ihm auf der Streu . . . und ich drängte mich mit kindlicher Liebe recht dicht an ihn hinan und schlief süß ein . . . "

Dieser nicht mehr junge Vater und der Sohn, der ihm auf gemeinsamen Wanderungen tragen hilft und nachts in den Herbergen sich ängstlich an ihn schmiegt — ein einprägsames Bild.

Kein Zweifel: Eckermann fand in dem greisen Goethe wieder einen Vater, dem er helfen sollte, zugleich einen geistig erhöhten Vater, einen idealen Lehrer und Förderer. Das in der Kindheit tiefst erlebte Vaterverhältnis wiederholte sich und gab den Unterton berauschender Beglückung. Belehrtwerden, Befruchtetwerden waren tiefstes Bedürfnis; nichts von Auflehnung ist hier zu finden.

„Das Glück, das ich durch mein immer innigeres Verhältnis mit Goethe genieße, ist so groß, daß mir kein Mensch in der Welt dafür Ersatz geben könnte, so wie Goethe selbst in der Welt nicht seinesgleichen hat", schreibt Eckermann an seine Braut. Die Liebe zu ihr und die zu Goethe geraten in Konkurrenz. Als Goethe nolens volens Eckermann rät, eine Archivstelle in Hannover anzunehmen, wodurch er dort heiraten könnte, gesteht dieser seiner Braut: „Ich war still beglückt über Goethes Liebe und in Hoffnung einer glücklichen Existenz mit Dir; aber es schlich sich ein wehmütiges Gefühl mit ein, wenn ich bedachte, daß ich mich von dem herrlichen Goethe trennen sollte." Was denn auch unterblieb!

*

Eine psychologisch-biographische Studie darf natürlich an den Tatsachen der Vererbung und der Konstitution des Untersuchten nicht vorübergehen. Über die Charaktere der Anverwandten Eckermanns ist aber nichts berichtet.

Hingegen ist seine körperliche Konstitution eine deutlich schwächliche und kränkliche. Als Kind schon erweist er sich zu schwach zum Handwerk, nur zum Schneiderwerden rät man ihm, weil er so „kleinlich gewachsen" wäre. Später hören wir ihm Freitische empfehlen zur Stärkung seiner Zartheit; von solchen Freitischen ist er — nebenbei gesagt — nie mehr ganz losgekommen.

Als er sich freiwillig zum Mitmachen eines Feldzuges gemeldet und ihn überstanden hat, erkrankt er in der Folge ernstlich. Auch später ist er oft krank, erkältet; oft wenn es gerade am wenigsten paßt, so vor

der italienischen Reise mit August Goethe. In Italien leidet er sehr unter der Hitze, bekommt in Rom die Cholera, ist erschöpft. Auch an seiner frühen Heimkehr mag Angst mitgewirkt haben.

Wir wissen, daß ein häufiges Erkranken mit auf seelischer Veranlagung beruhen kann und neigen hier zu dieser Annahme.

Erkrankt, hat er nicht immer die Energie, sich herauszureißen. Da ist denn die Stelle der Gespräche sehr charakteristisch, da er Goethe klagt, seit Wochen schlecht zu schlafen, an unruhigen Träumen zu leiden, in denen er sich auch herumstreitet, und die ihn am Tage abgespannt machen, sowie zu jeder Tätigkeit Lust und Gedanken nehmen. Goethe beruhigt ihn, diagnostiziert eine kleine Stockung und rät zu einigen Gläsern Mineralwasser oder ein wenig Salz. Eckermann aber tut nichts dazu, leidet weiter. Goethe reißt die Geduld, er kann nicht umhin, Eckermann ironisch anzulächeln und zu verhöhnen. Goethe vergleicht ihn mit dem Vater des Tristram Shandy, der sich ein halbes Leben über eine knarrende Tür ärgerte, und nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beseitigen. Diese mangelnde Energie zum Purgieren ärgert Goethe sichtlich sehr, denn er geht auf und ab, brummt aufgeregten Geistes vor sich hin und stößt von Zeit zu Zeit unverständliche Worte aus.

Gegenüber dem arbeits- und genußfrohen narzißtischen Greis, der radikale Selbsthilfe verordnet, erscheint der ängstliche, klagende, aber im Leiden verharrende Schwächling besonders schwach.

Da Goethe ein andermal von italienischen Schluchten erzählt, erklärt Eckermann, vor solchen Schluchten Angst zu haben. Auch Angst vor Luftzug charakterisierte ihn sein Leben lang.[1]

Eckermann ist keine kraftvolle Persönlichkeit, gibt sich nie überlegen, zeigt keine Aggression, höchstens stillen Groll oder Resignation. Nur in seinen Jünglingsbriefen ist von Trotz und Haß gelegentlich die Rede. Später werden diese erfolgreich verdrängt. Als unbedankter Fürstendiener äußert er im Alter erst revolutionäre Gefühle.

Wie oft bei Personen, die aus kleinen Kreisen stammen und sich ducken mußten, ordnet er sich bescheiden unter, um so mehr als er die Befangenheit nie ganz los wird. Enge Verhältnisse bleiben ja der Hintergrund seines abhängigen Lebens, Unscheinbarkeit das Bild seiner Persönlichkeit.

So sagt er von sich: „Das mündliche Lehren und Wirken ist gar nicht meine Sache. Es fehlt mir alles rednerische Talent, indem ich

---

1) Vgl. Jones „Kälte, Krankheit und Geburt", Int. Z. f. Psa., IX, 1923, S. 260.

durch ein lebendiges Vis-à-vis mich immer bedingt fühle und selten zur Freiheit und kräftigem Hinstreben des Gedankens gelange!"

Ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Gattin noch nervöser, entschuldigt er sich bei Ottilie von Goethe folgendermaßen: „Wäre es nur auch mit meiner Menschenscheu besser! Es ist die höchste Qual meines Lebens zu denken, daß meine Freunde dadurch an mir irre werden und sich von mir abwenden. Es ist ein vollkommen krankhafter Zustand. Stehe ich zufällig am Fenster und sehe jemanden die Straße kommen, der mich besuchen will . . . so durchdringt mich jedesmal eine Angst und wenn ich mich vor einem Spiegel wende, so bin ich bleich wie der Tod." Ähnlich geht es ihm, wenn er einen Besuch machen soll; wenn er eintritt, benimmt ihm Herzklopfen jede Sprache.

Die Autoren sind sich einig, daß hier ein etwas femininer Mann voll Passivität dem Leben allzu gefügig gegenübersteht und der starken Persönlichkeit Goethes hörig wurde. Eine gewisse Kindlichkeit war ihm zeitlebens eigen.

Charakteristisch ist eine Szene mit dem temperamentvollen Sohn Goethes, mit dessen Schiller-Begeisterung Eckermann in Widerspruch gerät.

August v. Goethe preßt seinen Arm: „Das wäre doch ein Spaß, Doktor, wenn ich Euch einmal einen Arm bräche." Später über Schiller streitend, nennt August Eckermann borniert und fährt ihm über die Stirne. Als Eckermann an Schiller korrigiert, sagt August rechthaberisch: „In den ersten Sachen meines Vaters ist auch manches gesündigt".

Dieses Benehmen Augusts von Goethe hat eine generelle Bedeutung: der eigene Sohn kritisiert den Vater scharf und hat seine Freude daran, Schiller gegen den Vater Goethe auszuspielen.

Hier sehen wir die von der Psychoanalyse so oft nachgewiesene Ambivalenz des Sohnes gegen den Vater. Hier liegt die Wurzel, warum die eigenen Söhne nicht oft die besten „Freunde und Mitarbeiter" der Väter sind. Die energischeren suchen sich gerne einen anderen Wirkungskreis, nur die weicheren setzen gern das Väterliche fort.

Der Sohn durch Wahlverwandtschaft mag dem blutsverwandten in der Brauchbarkeit für den Vater oft überlegen sein!

Und gar, wenn er so fügsam nnd passiv-feminin veranlagt ist, wie Eckermann; den wehrlosesten aller Goetheschen Hausfreunde nennt ihn Houben.

Es wird dies kaum der einzige Konflikt mit dem maßlosen August gewesen sein. Unter Eckermanns Aphorismen findet sich denn einer, in

dem seine Bitterkeit Ausdruck findet: „Die Söhne der Helden sind Taugenichtse, sagt man. Die Natur erschöpft sich in den Vätern, sie hat in ihnen den Gipfel erreicht und geht nun wieder abwärts". —

Goethe hatte Eckermann alsbald als gar „guten, einfachen, verständigen Menschen" erkannt und festgehalten. Man muß keineswegs annehmen, daß hier gerade das Stück Mephisto, das in Goethe vorhanden war, bewußt sein Spiel getrieben hat, wie manche Autoren behaupten. Große Persönlichkeiten sind ja meist auch „große Nehmer", bereit, für ihr Werk alle Brauchbaren heranzuziehen.

Goethe redet Eckermann von größeren Dichtungen ab; man hat humorvoll gesagt: „es gehöre zu den seltener gewürdigten Verdiensten Goethes um die deutsche Literatur, daß er Eckermann auf die behaglichste Weise am Dichten hinderte" (Auernheimer). Immerhin anerkannte Goethe auch einmal Eckermanns so vergängliche Produkte: seine Gedichte auf den König von Bayern hat Goethe sehr gelobt, wie Eckermann stolz an seine Braut schreibt: „Goethe sagte, ich hätte die Kühnheit von Lord Byron und das Ruhige von ihm, welches freylich zwey grosze Eigenschaften sind".

Goethe weiß den Widerstrebenden stets festzuhalten und Eckermann, der gekommen war, um Goethe für seine Ziele zu benützen, verzichtet fast ganz auf diese und wird der Diener einer großen Sache und einer starken Persönlichkeit. Ein im Tiefsten unsicherer Mann, dessen Wesen charakterisiert war durch eine intensive Vaterbindung in der Kindheit, geht nun eine neue solche ein, die sein Schicksal wird.

*

Weder Eckermanns produktive Fähigkeiten noch seine Lebensenergie erscheinen so groß, daß wir daraus allein seinen Aufstieg erklären könnten. Was ihm wesentlich dazu verhalf, scheint mir sein ungewöhnlich früh ausgebildeter Glaube an sein Auserwähltsein zu sein.

Ein Spätling mit schon erwachsenen Geschwistern wird nicht selten verwöhnt, bevorzugt; von ihm wird mehr erwartet, ihm soll mehr geboten werden.

So mag dem Liebling aller, besonders aber des Vaters, die Idee, daß Gott ihn besonders lieb habe, gekommen sein, von der er in einer autobiographischen Skizze berichtet.

Diese Idee, daß Gott ihn so lieb habe und etwas Tüchtiges aus ihm machen wolle, hatte sich in ihm festgesetzt. „Wodurch sich diese bey mir festsetzte, ob durch die viele Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die mir Geringem zu Theil wurde, ob durch die Beispiele der heiligen

Schrift, wie das Geringe von Gott begünstigt oft zu etwas Hohem erhoben worden", bleibt unklar.

Aber eines Tages, zum erstenmal mit dem Vater in der Großstadt Hamburg, vom Vater getrennt in einem Keller sitzend, wird ihm beklommen zu Mute und er wendet sich an Gott um ein Zeichen, daß er ihn groß machen und zu hohen Dingen haben wolle . . . „Und siehe", fährt Eckermann fort, „indem ich so denke, steht ein fremder Mann auf, der meinen Vater so anredet: „Ist das euer Junge, Alter? Nun so sage ich euch, aus dem Jungen wird noch etwas!" An diesem Vorfalle habe er sich oft in späteren Jahren gestärkt.

In nicht metaphysischer Auslegung ist diese göttliche Berufung Narzißmus, Selbstverliebheit. Ein Glaube an sich selbst hat Platz gegriffen, der Weg nach oben erscheint möglich, ohne daß noch klar ist, zu welchem Ziel, zu welcher Höhe geistigen Erfolges.

Sein Ehrgefühl war schon früh empfindlich; wenn die Besuche regelmäßig sagten, Hans Peter müsse ein Schneider werden, weil „er so kleinlich gewachsen" wäre, war er tief unglücklich.

Sein körperliches Selbstgefühl war freilich ein enttäuschtes und gekränktes: um so mehr bewunderte Eckermann gesunde starke Männer, wie wir auch aus seinen Träumen erfahren können. Er bewundert Goethes Gestalt noch im Tode, bewundert die Gestalten eines Dragonerregimentes. In einem ausführlich berichteten Traum tauscht er mit einem schönen kräftigen Schwimmer seine Gestalt; in einem andern erscheinen ihm Faust und Mephisto als jüngere schöne Männer, die ihn beglückend in ihre Mitte nehmen, um zu lustwandeln. Aber narzißtisch ist das frühe Werten der eigenen Geistesprodukte, früh schreibt er Gedichte nieder, später gern seine Träume in den Tagebüchern.

Die Fähigkeit der Identifizierung, der Gleichsetzung mit einem andern, ist bei Eckermann intensivst ausgebildet.

Selbst mit seiner Braut geht es ihm so, wie er an eine Dritte berichtet: „Oh, könnten Sie es einmal sehen und uns beobachten, wie wir Bewegungen, Lachen und Sprache von einander angenommen haben".

Identifizierung läßt ihn dichten wie Körner, Dramen versuchen wie Müllner und Grillparzer; seine Fähigkeit, sich in das Wesen eines Größeren einzufühlen, ist überaus groß. In diesem Sinn war er ein reproduktives Talent von besonderer Fähigkeit, dem es daher gelang, Goethe wie er leibte und lebte in den Gesprächen darzustellen. Eckermann war ein Original an Unoriginalität.

Daß er hier auch zu weit ging, bis zur Komik sich anglich, wissen

wir. Heine nannte ihn spöttisch einen „Goethe-Papagei". Er konnte — Goethe und sich als Paar ansehend — an Carlyle schreiben: „Sie leben sehr in unserem Andenken . . . Wir haben bis jetzt nicht gelesen." Er übernimmt Redeweise und Ausdrücke von Goethe, nennt Molière einen „reinen" Menschen u. dgl. Seine Angleichung in Stil und Sprechweise kam ihm natürlich in der Darstellung der Gespräche sehr zustatten.

Nach einer Periode der Schiller-Begeisterung war der Enthusiasmus für Goethe eingetreten. Goethe wurde das Ideal, an dem er sich maß; er liebte in Goethe, was er sein wollte. Er wollte Goethe haben, er wollte Goethe sein,

Zunächst sind es die Werke, die er begeistert durcharbeitet; „überall wo ich ging und stand, lag er mir im Sinne; ja des Nachts in Träumen hatte ich mit ihm zu thun; so erschien mir oft seine Persönlichkeit in mancherley erfreulicher Gestalt". Daher bemüht er sich um den Besitz eines Porträts Goethes.

Die persönliche Annäherung an Goethe, damals keine Seltenheit von Seiten junger Literaturadepten, brachte dann das seltene Schicksal eines leiblichen Zusammentreffens mit dem Ideal, das durch den Vater vorgebildet war, der hier ins Hochgeistige gewandelt erschien.

Eine Art Wiederholungszwang führt dazu, daß nun diesem neuen Vater ein so treuer Knappen-Dienst geleistet wird, wie einst mit dem Pack am Rücken dem eigenen Vater.

*

Lassen Sie mich nun, meine Damen und Herren, was wir psychoanalytisches Material nennen, vorbringen, nämlich einen T r a u m E c k e r m a n n s — der ja auf Träume etwas hielt und sie getreulich notierte. Dieser Traum wurde von Eckermann am 19. Dezember 1821 geträumt, also e t w a e i n u n d e i n h a l b e s J a h r v o r d e m e r s t e n B e s u c h b e i G o e t h e. „Mir träumte vorige ganze Nacht bey Goethen", schreibt Eckermann aus Göttingen an seine Braut nach Hannover, „ich habe viel mit ihm gesprochen. Ich faßte immer seine Beine um, aber er hatte dicke Unterhosen an; er sagte, er könne anders nicht mehr warm werden. Er war schon sehr alt, aber mich hatte er sehr lieb, er holte mir aus der Kammer eine ganze Hand voll Birnen, die er auch schälte . .; ich sollte alle aufessen, aber ich sagte ihm, zwei wollte ich für mein Hannchen mitnehmen." Goethe stellt ihm seine Enkel vor. Sie sprechen dann über einen Vers Goethes; Eckermann verbessert Goethe und sagt ihm, „ob er denn sein eigenes Gedicht nicht besser kenne", worauf ihm Goethe denn auch Recht gibt.

Weiter heißt der Traum: „Goethe weinte über die jetzige Poesie, er sagte, sie läge ihm gar zu schwer am Herzen, er müsse nun bald davon, habe aber die beste Hoffnung auf mich gesetzt und würde nunmehr ruhiger sterben. Ich fragte ihn, was er von mir hielte, worauf er antwortete, daß, wenn ich es recht anfinge, ich einst gleichen Ruhm haben könne als er jetzt, denn mein Talent wäre nicht geringer als das seinige".

Dieser Traum mag als Beispiel dafür gelten, wie unentbehrlich die Verwertung der Träume für eine psychologische Biographie ist, umsomehr, wenn die Gesichtspunkte der psychoanalytischen Traumdeutungs-Wissenschaft herangezogen werden. Das Zusammensein mit Goethe, dessen Anerkennung von des Träumers Fähigkeiten — stellt reinste Wunscherfüllung dar. Goethes Figur ist verdichtet aus detaillierten Vater-Erinnerungen und Einfühlung in den geliebten Dichterheros, der sich menschlich-gütig gibt.

Dieser Traum ist voll wichtiger Aufklärungen über das, was unbewußt im jungen Eckermann damals vorging. Der alte, schon verstorbene Vater und der alte Goethe fließen zusammen; auch Goethe ist im Traume dem Tode nahe.

Eckermann ist aber darin, das wird klar: ein kleiner Gerne-Goethe. Er träumt, d. h. wünscht unbewußt, einst gleichen Ruhm haben zu können wie Goethe, der nunmehr ruhig sterben kann: denn er hat einen gleichwertigen Nachfolger gefunden,

Hier sieht man den Narzißmus Eckermanns, die Liebe zum Ideal und dessen Zusammenhang mit dem einst so geliebten Vater.

Dieser Traum könnte ungeschulte Deuter veranlassen, ihn als prophetischen auszulegen: solche tatsächliche Details bringt er aus dem späteren Erleben Eckermanns. Goethe läßt ihn im Unklaren, wie er denn es anfangen soll, ihm gleich zu werden: Goethe wich tatsächlich später allen solchen Anbohrungen geflissentlich aus. Und daß der Besucher Goethes im Traum den Großherzog und andere bedeutende Besucher „nur von ferne sehen" kann: es blieb auch im Leben so.

Eckermann träumt nicht, was das Schicksal bringen wird; er träumt, was ihm erwünscht war, aber auch nicht mehr, als ihm, dem Parvenue, gebührte.

Daß Goethe Birnen aus der Kammer für ihn holt, mag Szenen au' der Kindheit wiederholen. Und daß Goethe dicke Unterhosen trägt wegen Kältegefühl, ist wohl eine Erinnerung an den alten Vater, an den sich der Sohn als Knabe nachts „recht dicht hinan drängte". Übri-

gens heißt es in den „Gesprächen" vom ersten Zusammensein: „Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick ..." Also auch hier werden die Schenkel beachtet.

Die Überhebung im Traum, daß Eckermann ein Goethesches Gedicht besser kennt, als der Dichter selbst, und daß Goethe dort erklärt, Eckermanns Talent wäre nicht geringer als das seinige — gehört sicherlich nur dem unbewußten Wünschen des Träumers zu. Der simple eigene Vater allerdings war leichter zu übertreffen.

Der Traum läßt ahnen, wieso Eckermann in Goethe den Mann fand, der ihm von Stunde an — Alles war, ihn an sich selbst vergessen ließ; er identifizierte von nun an Goethes Interessen ganz mit den eigenen.

Solange er mit Goethe lebt, hat derselbe kaum Platz in den Träumen, aber als Toter kehrt Goethe häufig wieder. In den ersten Jahren nach Goethes Tode, wo jeder Tag sein Andenken lebhaft in ihm zurückruft, hat Eckermann auch nachts häufig mit ihm zu tun. Gewöhnlich sieht er ihn als einen Lebendigen, hält mit ihm allerlei Gespräche und verläßt ihn stets mit der frohen Überzeugung, daß er nicht tot sei. Auch dies ganz, wie wir es nach dem Tode nächster Angehöriger zu träumen gewohnt sind.

Eckermann hat einen solchen längeren Traum vier Jahre nach dem Tode Goethes niedergeschrieben; Eckermann fragt darin Goethe: „Nicht wahr, Sie sind nicht todt? Worauf Goethe sagt: Die närrischen Leute, die das meinen — was sollte ich todt sein! — Auf Reisen bin ich gewesen!" Eckermann fragt dann: „Was sagen Sie zu meinen Gesprächen?" Goethe hat natürlich das Buch gelesen und lobt es. Goethe billigt dann die freiere Verwendung von Eckermanns Notizen, wodurch sich Eckermann zu ferneren gleichen Versuchen angetrieben fühlt, da er das Frühere gewissermaßen sanktioniert sieht. Auch hier also Wunscherfüllung, Rechtfertigung seiner Tätigkeit nur zu deutlich!

Wie sonst oft in Träumen, soll ein seelischer Konflikt erledigt werden, der darin bestand, daß Eckermanns Werk seinen Erfolg der künstlerischen Freiheit verdankte, den Kredit aber der angeblichen Echtheit jedes überlieferten Wortes. „In dem Zwiespalt zwischen Gewissenhaftigkeit und Künstlertum zerrieb sich seine weiche Haltlosigkeit ebenso wie unter den Daseinsnöten, die seine höchste Arbeitsanspannung in gleicher Weiser erheischten und lähmten" (Petersen).

Von größter Bedeutung zum Verständnis von Eckermanns Wesen

ist ferner ein in den Gesprächen behandelter Traum (12. März 1828). Goethe hatte abends die Meinung geäußert, durch die Kräfte des Meeres und der Seeluft seien alle Insulaner und Meeresanwohner des gemäßigten Klimas bei weitem produktiver und tatkräftiger als die Völker im Innern großer Kontinente: damit hatte er bei Eckermann an Persönliches gerührt. Eckermann träumt darauf einen glücklichen Sommertag am Meere voll festlicher Stimmung; als jemand vorschlägt, sich zu entkleiden und hinüberzuschwimmen, sagt Eckermann: Ihr habt gut reden, ihr seid jung und schön und überdies gute Schwimmer. Ich aber schwimme schlecht und es fehlt mir die ansehnliche Gestalt, um mit Lust und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erscheinen. Darauf sagt der Schönste der Anwesenden, Eckermann solle mit ihm die Gestalt tauschen, was derselbe auch tut; worauf er dann als kräftiger Schwimmer sich erweist und unbefangen im glücklichen Gefühl seiner schönen Glieder lustig unter die Menschen geht. Mit Unbehagen gedenkt er des schönen Jünglings, der nun seinen Körper, sein früheres Ich, an dem er keine große Freude gehabt hatte, repräsentiert. Auch fürchtet er, jener könnte seinen schönen Körper zurückverlangen. Aber derselbe hat sich nun auch vergrößert und verschönert, Eckermann betrachtet mit Wohlgefallen dessen Rücken und Schenkel. Jener beruhigt zu guter Letzt Eckermann, er wolle nicht mehr zurücktauschen, die Glieder seien ihm nun völlig recht: man müsse nur etwas aus sich machen.

Der Traum zeigt Eckermanns Minderwertigkeitsgefühle über sein Äußeres und seine geringen Kräfte sowie seinen gesteigerten Sinn für Männerschönheit und Kraft. Im Traum geht der im Wachen fromme Wunsch in Erfüllung, den großen und schönen Körper, das männlich Aktive eines anderen zu übernehmen. Das sich Vergleichen, Beneiden, aber dann Getröstetsein zeigt uns wieder naive Wunscherfüllung als Trost des Träumenden. Daß mit der vertauschten Gestalt „sicherlich Goethe gemeint ist", wird von Manchem angenommen.[1]

Schaulust und beschämte Entblößung sind in diesem Traum am Werk; wir sehen auch hier, daß Eckermann ein *typ visuel* ist. Wir verstehen daraus seinen Sinn für Männerschönheit, aber auch seine Schüchternheit, die wir als Funktion gekränkten Bewußtseins eines unvollkommenen Äußeren, eines realen oder eingebildeten Defektes, kennen. Unschön und unscheinbar war Eckermann zeitlebens. An Goethe kann er nicht oft

---

1) Vgl. z. B. Otto Kankeleit „Die schöpferische Macht des Unbewußten", de Gruyter, Berlin, 1933.

genug dessen Schönheit bewundern; noch an Goethes Leiche „staunte er über die göttliche Pracht seiner Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form . . . Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken . . . ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen".[1]

Auch Eckermann wollte wie Goethe einmal Maler werden, er hatte die Eigenschaft des Schauens wie Goethe; in dieser Veranlagung kamen sie einander nahe. Eckermann war leicht auch für die Erforschung der Farbenlehre gewonnen und arbeitete mit. Unter seinen Arbeitsprojekten (1834) kündigte er auch an, „seine neuen Entdeckungen in der Farbenlehre" zu veröffentlichen. Über Goethes Porträt von Stieler hat Eckermann ein begeistertes Gedicht verfaßt; schon früh hatte er, noch mit Goethe unbekannt, sein Bild ersehnt.

Eckermann war auch ein eifriger Tag-Träumer, ein einsamer Spaziergänger. „Ich habe von Jugend auf in der Einsamkeit gelebt", schrieb er an Goethe; „sie ist mein eigentliches Element."

Der Tag-Träumer Eckermann hatte von jeher unter dem Zwang einer besonderen Liebhaberei gestanden. Er pflegte Personen, die ihm lieb waren, in ihrer Abwesenheit sich so greifbar zu vergegenwärtigen, daß er sie hätte zeichnen können. So einmal drei Frauen, die ihm am nächsten standen, die Schauspielerinnen Sylvester und Kladzig und sein Hannchen. „Die Erscheinung wiederholte sich oft. Ich kann es nicht anders erklären, als daß es bleibende Eindrücke des Lebens sind, die wieder unwillkürlich vor die Seele kommen" (Eckermann).

Der nachhaltigste Eindruck seines Lebens aber war Goethe, der denn auch wie zur Zwiesprache immer da war; der so gut beobachtet und dargestellt wurde, daß er wie lebend in den Gesprächen auftritt.

Personen, welche die Fähigkeit haben, Objekte, welche sie durch einige Zeit betrachtet haben, noch nach deren Entfernung mit sinnlicher Deutlichkeit vor sich zu sehen, nennen wir Eidetiker (E. R. Jaensch), die Phänomene: „Anschauungsbilder."

Interessant, daß auch Goethe diese Fähigkeit hatte (Kroh); so z. B. konnte er nach Willkür Pflanzen bildlich vor seinem Auge ent-

1) In Wirklichkeit sagt man Goethe, der als zu kurzbeinig gebaut übermäßig langrumpfig erscheint, ein „Andeutungskrüppeltum" nach. (Hans Würtz „Goethes Wesen und Umwelt im Spiegel der Krüppelpsychologie", L. Voss, Leipzig, 1932).

stehen lassen. Auch sein eigenes Bild begegnete ihm bekanntlich einmal, als er von Sesenheim wegritt.[1] Hier fanden sich also zwei Eidetiker zusammen.

Offenbar handelt es sich hier um Veranlagungen, eine besondere Begabung des Schautriebes. Goethe und auch Eckermann hatten, wie erwähnt, Talent zum Zeichnen, Eckermanns Sohn wurde Maler.

Goethe war ein Augenmensch, vieles verdankte er der „Anschauung" und trat für Ausbildung der Augen ein. Die passive Seite des Schautriebes, das Sichbeschautfühlen, kann stolz machen oder beschämen. Von Goethe erzählt schon Bettina, nach Angaben der Frau Rath, vom stolzen Daherkommen des kleinen Knaben, und der Jüngling trug schöne Kleider gern. (Unbefangene Exhibition und Narzißmus). Bei Eckermann aber überwiegt auch hier das Gefühl der Scham über minderwertige Figur und Kleidung, z. B. in der Studentenzeit in Göttingen. (Verdrängte Exhibition und gekränkter Narzißmus). Hier liegt auch eine Wurzel seiner Befangenheit.

Goethe hat in seiner Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung III. Teil, 13. Buch, Mitte) über sein Bedürfnis berichtet, das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umzubilden: „Gewöhnt, am liebsten eine Zeit in Gesellschaft zu verbringen, verwandelte ich auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise: Ich pflegte nämlich, wenn ich mich alleinsah, irgend eine Person meiner Bekanntschaft im Geist zu mir zu rufen. Ich bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der mir eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hier etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf . . . Die ‚Gäste' . . . waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinn einen ruhigen Anteil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob ich mir gleich manchmal zu diesen dialektischen Übungen widersprechende Geister berief."

---

1) Vgl. Theodor Reik „Warum verließ Goethe Friederike?", Int. psychoan. Verlag, Wien, 1929. Ferner E. Menninger-Lerchenthal „Eine Halluzination Goethes", Z. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 140, 1932.

Die abstrakte Handlung des Nachdenkens wird durch die Diskussion mehrerer Menschen bildlich dargestellt. Das Selbstgespräch wurde Goethe zum Zwiegespräch, das Denken zum Dialog, indem er sich gleichsam in mehrere Personen zerteilte. Betrachten wir die Art des Diskutierens mit dem imaginierten Gast, so ahnt Goethe so recht die Person Eckermanns voraus, neben der er später oft hin- und herschritt, belehrend, erwägend, Einwände und Zustimmung erfahrend. Wer so, an Stelle einer vorher oft phantasierten Person, sie lebend darstellt, muß so unentbehrlich werden, wie Eckermann es Goethe wurde!

Für den dritten Teil seiner Gespräche mit Goethe, die auf einem Manuskript Sorets fußten, mußte Eckermann besonders geeignete Stunden benützen, wo es ihm dann gelang, den längst verstorbenen Goethe sozusagen wieder lebendig zu machen und sprechen zu hören, zu halluzinieren. „Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besondern lieben Klang seiner Stimme . ." Er sah Goethe vor sich im geselligen Kreise scherzen und lachen und heitere Gespräche führend, im schwarzen Frack und Stern; oder im Wagen neben sich ausfahrend; oder abends bei stillem Kerzenlicht, im weißen flanellenen Schlafrock am Tisch ihm gegenübersitzend. „Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt, und seine Worte klangen wieder wie ehemals."

Was Goethe aus seiner Eigenart zu dichterischem Zwecke erfand, den ideellen Dialog, dessen bediente sich Eckermann, allerdings aus Erinnerung.

*

Meine Damen und Herren, Sie werden sich fragen: Was ist denn das für ein Psychoanalytiker, der ganz vergißt, das Liebesleben seines Analysanden zu besprechen?

Darauf ist zu sagen, daß Eckermann nicht unter die Erotiker gezählt werden darf. Die Frauen spielen keine große Rolle in seinem Leben, und seiner Erotik fehlt alles Aggressive.

Sein 13jähriger Brautstand mit Hannchen Bertram verrät in den Briefen Treue, warme Gefühle und manche Sentimentalität. Dann aber wird sie zum Teil durch Goethe verdrängt und

ihm geopfert. Erst spät kommt es zur Ehe, nachdem die Braut oft und oft sich beklagt hat, daß Goethe ihren Bräutigam weder weggelassen noch materiell belohnt habe.

Eckermann aber hat nie recht gegen den langen Brautstand rebelliert; bald starb ihm die geliebte Gattin weg und er hatte dann dem Söhnlein zu leben.

Auch zwei Schauspielerinnen in Weimar kreuzten seinen Weg, weniger bedeutsam die Sylvester, tiefergehend Auguste Kladzig (1828—29). Dieser verdankt er schöne Stunden und dichterische Anregung[1]; er kommt ihr gerne moralisch, will sie bessern. Wieder sind es im Tagebuch aufgezeichnete Träume, die uns viele Zweifel und manches Schuldgefühl verraten.

Wir setzen als Beleg die folgende Tagebuchaufzeichnung her: „Die ganze Nacht träumte ich von Auguste. Ich war auf ihrem Zimmer und hatte ein heftiges Gespräch mit ihrer Mutter, die übel von mir geredet . . . und die das Herz ihrer Tochter mir abwendig gemacht. Ich ging heftig im Zimmer auf und ab und schalt und weinte. Auguste saß auf einem Schemel, sie war auf meiner Seite und suchte meine Worte zu bekräftigen. Ich gab ihr die Hand zum Abschiede, aber sie drückte meine Hand nicht . . ., welches mir ein Zeichen war, daß ich bleiben sollte . . . Später sah ich sie wieder; sie ging mit einem andern, und ich sprach mit Holdermann, daß es nicht gut sey. Ich sah sie in Gefahr und dann war der Traum stundenlang ein ewiges Suchen und Fliehen . . . Zuletzt war ich wieder mit ihr allein, es war, als hätte sie sich beschädigt und ich bestrich mit meiner Hand die entblößte Seite über ihrem Herzen und einen Theil ihres Rückens. Ich fand den Körper unbeschädigt, aber es war mir als sei es nicht ihr Busen, aber ihr Gesicht, welches sich nach mir umwandte, war blühend und ganz Auguste. Ich sprach mit ihr, ob es nötig sei, (den Arzt) Vogel zu holen, dann sah ich mich unten als müßte ich von ihr fliehen . . ."

Auguste und Hannchen geraten so manchesmal in Gegensatz zu den Pflichten für Goethe, der aber immer der Sieger geblieben ist. Die Gattin seines Doktor Eckermann scheint er übrigens eines

---

1) Z. B. „Erster Besuch."

In deinem Zimmer hast du mich gelitten?
Wie reizend war, wie traulich der Besuch —
Ich bin zu alt um Liebe dich zu bitten,
Doch dich zu lieben bin ich jung genug."

Empfanges nicht gewürdigt zu haben, doch traf er sie einmal bei seiner Schwiegertochter Ottilie.

Nein, ein Erotiker war Eckermann nicht; er war ein moralisch gehemmter Charakter, ohne Aggression. Mehr als die Frauen erfüllte ihn sein Träumen, sein Dichten, sein Goethe, mit einem Worte: sein Ideal. Die mann-männliche, sublimierte Beziehung zur erhöhten Vater-Imago gab seinem Lebensweg das Ziel. Eine schwächliche Konstitution, Befangenheit und meist nur mittelmäßige Begabungen charakterisieren ihn. Er war kein Held, er lebte mehr nach innen, als nach außen.

Eckermann diente freudig, aber er litt auch und er war geistiger Amboß, nach seines Goethe Worten:

„Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein."

*

Ich glaube, wir sind alle überzeugt, meine Damen und Herren, daß wir in J. P. Eckermann einen eigenartig begabten und eigenartig entwickelten, aber normalen Menschen vor uns haben. Aber nun kommen wir doch auf zwei recht sonderbar anmutende Züge seines Wesens zu sprechen, wie wir sie bei voll sozial angepaßten Menschen nicht erwarten. Und tatsächlich ist ja Eckermann zeitlebens ein Abseitiger geblieben und solche Eigenbrötler lassen sich das Recht, einen eigenen Weg zu gehen, nicht so leicht nehmen; sie sind hier narzißtisch selbstzufrieden, haben ihre Lebenslüge oder „Wildente", auf die sie stolz hinweisen und gar nicht merken, daß man zuweilen hinter ihnen lächelt. Einen Teil ihrer Zeit ihren Spezialitäten widmend, werden sie aus unbewußtem Antrieb Sammler oder verschaffen sich auf einem kleinen Gebiet eine Überlegenheit des Wissens, womit sie dann den anderen imponieren.

Zwei solche Sonderbarkeiten weist auch unser Eckermann auf: ich meine seine Sammlung von zimmerhohen Bogen samt Pfeilen und seine von Kindheit an bestehende, später ausartende Vorliebe für Vögel in der Stube, in Käfigen oder auch frei herumlaufend.

Goethe vermehrte einmal die Sammlung von Bogen und Pfeilen durch einen Bogen, den dem weltberühmten Manne Baschkiren aus ihrer Heimat mitgebracht hatten. Eckermann hatte das Bogenschießen in Brabant auf seinem Feldzug kennen gelernt und sich Material mitgebracht. Hermann Rollett, der Österreicher, der ihn im Alter be-

suchte, sah die eine ganze Zimmerwand ausfüllenden Riesenbogen stehen, ausländische und selbstgemachte; Eckermann schoß ihm dann auf einem indianischen Bogen aus Südamerika vor, „wobei sein Profil besonders scharf hervortrat".

Auch Goethe schoß einmal Eckermann zuliebe, wie er sich ausdrückte: „um dem närrischen Kerl eine Freude zu machen".

Dieser kleine zarte Mann mit dem Profil eines Raubvogels, einen solch gewaltigen Bogen abschießend, bleibt ein komisches Bild. Man kann sich der Annahme nicht verschließen, daß die heroische Attitude einem kleinen Gernegroß und Gernestark einen Nimbus geben soll. Von seiner verdrängten Aggression mag hier etwas untergebracht sein; vielleicht ist auch Angstbewältigung dabei? Sollten die Bogen in dunklen Nächten Schutz gewähren!?

Eckermanns Selbstgefühl war jedenfalls stark gehoben durch sein Fachwissen über Bogenherstellung und seine Materialkenntnisse über das richtige Holz dazu; womit er denn auch im dritten Teil der Gespräche sich reichlich bei Goethe revanchiert, indem er einmal Goethe in umständlich langen Gegenreden belehrt.

Das zweite Gebiet, auf dem Goethe ausführliche Belehrung erfährt, sind die Singvögel und ihre Lebensgewohnheiten. Denn Eckermann ist hier Kenner und Züchter; seine Wohnung ist voll von ruhelosen Vogelhäusern und überdies liefen stets ein paar größere Schwingenträger frei umher.

Eckermann liebte seine Vögel über die Maßen, ließ sie eventuell im Frühling wieder davon fliegen. Ein junger Falke wurde künstlich aufgezogen; Tierliebe bewies er auch an Hunden. Und als er einmal seine Schuhe anziehen wollte und eben eine Maus darin gebären sah, zog er schonend andere Schuhe an.

„Die Fenster", erzählt ein Besucher, „die Fenster beider Stuben waren fast stets geöffnet, damit die Vögel der frischen Luft nicht entbehrten, gegen deren Zug sich der dafür überaus empfindliche alte Herr dadurch zu schützen suchte, daß er stets in doppelter Kleidung, in Paletot und Mantel und mit Hut auf dem Kopfe . . . saß."

Trotzdem stellten Besucher einen gewissen Menagerieduft fest; der Boden war nicht immer rein. Ja, Eckermann machte noch seine Spezialstudien, indem er ein Nest im Zimmer hatte, um die Schleuderkraft der Vögel zu bemessen, wenn sie sich des Überflüssigen entledigten, ohne das Nest zu beschmutzen. Unten zum Schutz waren Zeitungen ausgebreitet.

Die Vorliebe für Vögel, ihre Nester, die eben ausgebrüteten Jungen, stammte aus der Jugend, wurde auf den Hausierwanderungen durch die Dörfer genährt: „wenn ich auch noch so müde hintnangeschleppt war, so konnte ein Vogelnest mich neu beleben".

Während der Riesenbogen in den Händen des Zwerges gar deutlich den Kraft- und Imponierungswunsch des kleinen Gernestark verrät, ist die Psychogenese der Übertreibung in der Zimmer-Vogelzucht nicht so durchsichtig. Doch wissen wir, daß im Züchten von Tieren ein Machtbedürfnis sich sublimieren kann; war doch Eckermann auch ein Kinderfreund und alle Buben der Umgebung waren angehalten, ihm Vögel zu bringen.

Irgendwo selbst ein Puppenspieler zu sein, wenn auch nur mit kleinen Vögeln und Buben, hier war es erreichbar gewesen. Daneben sind offenbar anale Interessen untergebracht und eine gewisse reaktive Güte fällt dabei auf. Wer wollte auch leugnen, daß in der Zucht vieler Tiere eine Art Mütterlichkeit sich auslebt.

Viele fanden Eckermann hier lächerlich; selbst seine Braut schreibt: „Ich habe über Deine vielen Vögel das Lachen nicht lassen können. Ein Vogel ist mir hinreichend."

Eckermann als heroischer Bogenschütze und Eckermann, der Zimmervögel-Sonderling, — er wird von diesen Seiten gesehen: eine Spitzweg-Figur. Manch verdrängte Regung des im engen Kreise Lebenden, des Gefesselten, mag hier sonderbaren Ersatz gefunden und Bewältigung früher Kinderangst den Anlaß gegeben haben.

*

Lassen Sie uns nun, meine Damen und Herren, zum Schlusse eilen.

Ist es uns auch wirklich gelungen, durch das Spektroskop der Psychoanalyse die Bestandteile festzustellen, aus denen Eckermann, dieser Satellit des großen Gestirnes Goethe, zusammengesetzt war?

Sind wir der Lösung des Rätsels seines Aufstieges, dem Verständnis seiner persönlichen Leistung näher gekommen?

Eine Unbekannte muß ja unsere Berechnung immer in ihre Gleichung eingesetzt lassen: das ist sein Ererbtes, seine Anlage, seine Begabung.

Überdies verzichten wir hier auch auf die Familienforschung und die Heranziehung der Einwirkung von Landschaft und Rasse.

Die Psychoanalyse weist uns darauf hin, in Eckermann als Kind einen verwöhnten Spätling zu sehen, der von der Natur nur mit

schwächlichen Körperkräften begabt, auf die Betätigung im Geistigen gedrängt wurde.

Als Liebling des Vaters fand er leicht den Weg zu Gott, von dem er sich früh zu Großem auserwählt phantasierte, noch ohne zu ahnen, auf welchem Gebiet. Körperlich aber fühlte er sich minderwertig, blieb schüchtern und befangen; er bleibt eine passiv-feminine Natur, der die elementare Mannhaftigkeit dauernd mangelt.

Aus dem kleinen Gernegroß, Gerneschön und Gernestark wird, da er endlich für Dichtung und Literatur entschieden ist, ein kleiner Gerne-Goethe.

Diesem Größtem will er nacheifern; und in Goethe findet er endlich sein hochgeschraubtes, sein materialisiertes Ichideal, in dem die Reste des alten Vaterbildes nachwirken. Mit ihm lebt er neun Sonnen-Jahre und des Rühmens von Goethes Geist und Schönheit ist kein Ende.

In Weimar wird der zarte Baumstamm aus der Lüneburger Heide unter Goethes Einwirkung ganz verändert; seine Wurzeln, seine Äste, seine Nahrung werden verkleinert. Kein größerer Fruchtbaum entwickelt sich, nur eine Zimmerpflanze im Hause Goethes, die aber eine edle Frucht trägt: die „Gespräche". Goethe, könnte man sagen, der tiefe Kenner der Metamorphose der Pflanzen, hat sich hier selbst mit Erfolg bemüht, die Lüneburger Pflanze durch eine Metamorphose zu einer Weimarer Zimmerpflanze zu verkleinern, aber zu veredeln.

Wer aber wäre besser zur Reproduktion Goethes und seiner Reden geschaffen gewesen, als dieser Eidetiker, der sich so trefflich einzufühlen und zu identifizieren verstand?

Niemand hätte Goethe besser gedient, als der immer hilfsbereite Vater-Sohn, der Holz zu sammeln und Ähren zu lesen gelernt hatte; zu sparen, zu vollenden und Alles schwarz auf weiß festzuhalten verstand, jung-gewohnt und triebhaft gerade dazu veranlagt.

Neidlos und gütig, ohne Rest unverdrängter Aggression, entbehrte er allerdings der Kraft, sein Lebensschifflein kräftig hinauszusteuern oder zu vergolden.

Wenn auch nicht als Stern erster Ordnung, wenn auch nur im erborgten Licht, leuchtet Eckermanns Gedächtnis vom literarischen Himmel. Hat er doch im Sinne Goethes gelebt und geleistet:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an."

Literatur:

1. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. J. P. Eckermann, Reclam, Leipzig.
2. H. H. Houben, J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. H. Haessel, Leipzig, 1925, 1928.
3. Gespräche mit Goethe usw. Komment. Ausgabe von Prof. Dr. Ed. Castle. (Bong u. Co., Berlin, Wien, Leipzig, Stuttgart).
4. Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedr. Tewes. I. G. Reimer, Berlin, 1905.
5. Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit von J. Petersen. (Verlag der Preußischen Akademie der Wissenschaften) Berlin, 1924 (De Gruyter).
6. Eckermanns Gespräche mit Goethe von Prof. A. R. Hohlfeld. Sonderabdruck aus Jahrbuch 1925 der Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik. Milwaukee, April 1926.
7. Hundert Jahre Eckermann von Raoul Auernheimer. Feuilleton „Neue Freie Presse" 10/6 1923.
8. Eckermanns Schicksal von Stephan Großmann. Feuilleton „Neue Freie Presse" 3/5 1928.
9. Goethe als Vatersymbol von Eduard Hitschmann. Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, I. 1913.
10. Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes von Eduard Hitschmann. Intern. psychoanalyt. Verlag, Wien 1932.

Anhang:

Zwei Träume Eckermanns

I. Erste Begegnung mit Goethe

Der hier mitgeteilte Traum wurde den 18. Dezember 1821, also etwa ein und ein viertel Jahre vor dem ersten Besuch Eckermanns bei Goethe geträumt und der Braut in einem Brief mitgeteilt:[1]

„Mir träumte vorige ganze Nacht bey Goethen, ich habe viel mit ihm gesprochen. Ich faßte immer seine Beine um, aber er hatte dicke Unterhosen an; er sagte, er könne anders nicht mehr warm werden. Er war schon sehr alt, aber mich hatte er sehr lieb, er holte mir auch aus der Kammer eine ganze Hand voll Birnen, die er auch schälte, aber bloß am Stengel herum; ich sollte alle aufessen, aber ich sagte ihm, zwey wollte ich an mein Hannchen in Hannover mitnehmen, ich käme zwar erst Ostern hin, aber sie würden sich wohl so lange halten, die 2. steckte ich in die Taschen. Auch der Ottilien ihre beyden Kinder stellte er mir vor, sie waren hübsch und dick mit hellen Locken, und ich recitirte ihm seine Verse „daß dem Vater in dem Sohne tüchtig schöne Knaben bringst". Er meinte, „stillst" müßte es heißen, ich aber sagte ihm, ob er sein eigenes Gedicht nicht besser kenne, es müsse ja bringst heißen, worauf er mir denn auch Recht gab. Er weinte über die jetzige Poesie, er sagte, sie läge ihm gar zu schwer am Herzen, er müsse nun bald davon, habe aber die beste Hoffnung auf mich gesetzt und würde nunmehr ruhiger sterben. Ich fragte ihn, was er von mir hielte, worauf er antwortete, daß, wenn ich es recht anfinge, ich einst gleichen Ruhm haben könne als er jetzt, denn mein Talent wäre nicht geringer als das seinige. Obgleich ich im Traume war, so kam es mir dennoch übertrieben vor, aber ich hatte darüber meine innerliche Freude, und dachte das meinige zu thun. Ich fragte ihn, wie ich es denn anfangen müsse, er aber

1) Aus Houben, I., S. 110 (Lit.-Verz. Nr. 2).

sagte, es sey gefährlich, mir das zu sagen, und ließ mich darüber im Unklaren; er brachte dann das Gespräch auf andere Dinge und ging mit mir in den Garten. Auch der Großherzog von Weimar und andere große Männer waren bey ihm, aber die ließ er im großen Saale, wo ich sie aus der Ferne, wenn sich eine Türe öffnete, auf und abgehen sah; ich war in seiner Stube und bey mir war er die größte Zeit, obgleich er auch zuweilen nach den Andern hinüberging. Warum ich diesen Traum erzähle? Der beyden Birnen wegen, woraus Du sehen magst, daß ich auch bey Goethen an Dich dachte."

* *

*

II. Letzte Begegnung

Die Niederschrift dieses Traumes Eckermanns ist vom 14. November 1836 datiert, d. i. vier dreiviertel Jahre nach Goethes Tode.[1]

„Es ist eine alte Wahrheit, daß dasjenige, womit wir uns den Tag über lebhaft beschäftigen, uns auch Nachts im Traume häufig zu schaffen macht, und so war es denn nicht zu verwundern, daß in den ersten Jahren nach Goethes Tode, wo jeder Tag sein Andenken lebhaft in mir zurückrief, ich auch Nachts in meinen Träumen häufig mit ihm zu tun hatte. Und zwar sah ich ihn gewöhnlich als einen Lebendigen; ich hielt mit ihm allerley Gespräche und verließ ihn stets mit der frohen Überzeugung, daß er nicht todt sey.

Auch in der vorigen Nacht führte mich der Traum abermals in Goethes Haus, und ich sah ihn, diesmal mit seinem Sohne, im hohen Grade heiter und lebensfrisch mir entgegen kommen. Wir begrüßten uns wechselsweise als solche, die sich lange nicht gesprochen, wobey ich in meinem Innern eine Art von Beschämung fühlte, daß ich ihn in vier Jahren nicht besucht, und daß ich, trotz meiner wiederholten Träume von ihm, dem allgemeinen Gerücht Glauben geschenkt, daß er todt sey.

Goethe wie sein Sohn waren beyde in Hüten und braunen Oberröcken und in ihren Bewegungen besonders rasch und rüstig. Sie machten mir den Eindruck von Männern, die nach langer Abwesenheit ihr Haus wieder betreten, und die das Wiedersehen einer liebge-

---

1) Aus Castle, III. S. 300 (vgl. Lit.-Verz. Nr. 3).

wordenen Umgebung in eine heitere Aufregung versetzt hatte. Dabey war die Farbe ihrer Gesichter derart, als seyen sie lange der freyen Luft und dem Wind und Wetter ausgesetzt gewesen, durchaus frisch und vom kräftigsten Ausdruck.

Nachdem wir uns also auf das herzlichste begrüßt hatten und es mir nach der ersten Überraschung des Wiedersehens ein wenig bequem geworden, konnte ich nicht umhin, das allgemeine Gerücht von seinem Hinscheiden gegen Goethe in Erwähnung zu bringen. Die Leute meynen, rief ich ihm lachend zu, indem ich seine Hand faßte, Sie wären todt; ich habe aber immer gesagt, daß es nicht so sey, und sehe nun zu meiner großen Freude, daß ich Recht hatte. Nicht wahr, Sie sind nicht todt? „Die närrischen Leute, erwiederte Goethe, indem er mich sehr schelmisch ansah, todt? — was sollte ich todt seyn! — Auf Reisen bin ich gewesen! Ich habe derweil viele Länder und Menschen gesehen; im letzten Jahre ware ich in Schweden." Dieses zu hören, erwiederte ich, ist mir unendlich lieb. Aber vor allen Dingen, ehe wir weiter reden, was sagen Sie zu meinen „Gesprächen?" Sie haben ohne Zweifel das Buch gelesen und es liegt mir, wie Sie denken können, sehr viel daran, von Ihnen selbst zu hören, was Sie davon halten.

„Ich habe das Buch gelesen, erwiederte Goethe. Ihr habt Eure Streiche nicht schlecht gemacht und ich muß Euch loben. Auch unterwegs habe ich überall viel Gutes davon gehört; ja ein sehr gescheuter Mann äußerte sogar, daß meine Persönlichkeit darin vorteilhafter erscheine, als in meinen eigenen Schriften. Er wollte von mir das Räthsel gelöset hören, worauf ich ihm erwiederte: „es komme von der südlichen Beleuchtung".

Ich war, wie man denken mag, durch diese Äußerung Goethes im hohen Maße beglücket; wiewohl mir der Ausdruck: südliche Beleuchtung ein wenig seltsam vorkommen wollte, so daß ich nicht recht wußte, was ich davon zu halten und was ich mir dabey zu denken hatte.

Goethe ging in sein Arbeitszimmer, um einige Geschäfte abzumachen, und ließ mich mit seinem Sohne alleine, mit dem ich allerley heitere Gespräche über unsere italienische Reise führte. Ich öffnete darauf ein längliches braunes Kästchen mit verschiedenen Manuscripten, die ich nach und nach herausnahm, um sie dem jungen Goethe zu zeigen. Ich hatte ihm gerade ein Heft von etwa vier geschriebenen Foliobogen in die Hände gegeben, als Goethe wieder herein und zu uns herantrat. Es waren Skizzen zu ferneren Gesprächen mit seinem Vater, worin sehr viel corrigirt war, und die ich mir zu guter Zeit auszuführen vorgenommen.

Goethe warf, seinem Sohn über die Schulter sehend, einen Blick in das Manuscript, und nahm es ihm sodann aus den Händen, indem er darin weiterlas und blätterte. „Hm!“ sagte er, „das scheint interessant zu seyn, das will ich mir doch ein wenig näher ansehen.“ Und so ging er mit dem Hefte in sein Arbeitszimmer zurück und ließ uns beyde abermals allein.

Ich unterhielt mich mit dem jungen Goethe auf das angenehmste fort, wobey ich zu meiner Freude bemerkte, daß sein inneres Wesen bey weitem geläuterter erschien, daß seine Ansichten von einer höheren Stufe geistiger Bildung herabkamen und daß zwischen ihm und seinem Vater überall ein (noch) innigeres Verhältnis stattfand als früher im Leben. Letzterer trat bald wieder herein und gesellte sich zu uns, indem er mir das Manuscript zurückgab und mir empfahl, die angedeuteten Gegenstände ausführlicher zu behandeln, damit sowohl das Überzeugende hineinkomme als auch einige Anmut. „Ein abgerissenes Factum, eine nackte Äußerung, sagte er, will nicht viel heißen; führen Sie aber den Leser in das Detail der Situation, in die näheren Umstände hinein, so ziehen Sie ihn in das Interesse des Gegenstandes und er erfährt die Täuschung, als sey das geläuterte Wahre ein Wirkliches, das er in solcher Spiegelung zum zweytenmale mit zu erleben glaubt. In dem Gedruckten ist ihnen manches dieser Art gelungen; sehen Sie zu, daß diese Andeutungen des Manuscripts jenem einigermaßen gleichkommen.“

Es war mir sehr lieb durch so gute Worte Goethes mich zu ferneren Versuchen der Art angetrieben und dadurch das früher Geleistete gewissermaßen sanctionirt zu sehen.

Wir lebten darauf die Nacht weiter miteinander fort, wobey es mir merkwürdig war, daß außer Goethe und seinem Sohn niemand weiter erschien, so wenig irgend jemand seiner eigenen Familie, als irgend jemand seiner übrigen Freunde und Angehörigen; selbst nicht ein Diener ließ sich sehen.

Mit Anbruch des Tages war die Scene verändert. Wir hatten eine Stadt im Rücken und befanden uns an einem sehr breiten Strom, an einer Fährstelle, die zugleich als Ausladeplatz diente, wie an verschiedenen Kaufmannsgütern und aufgeschichteten tannenen Brettern zu sehen war. Einige Böte lagen auf dem Strande, als in der Ausbesserung begriffen, oder ihrer bedürftig. Der breite Strom glänzte in dem Schein der anbrechenden Morgenröthe, während hoch über uns in frischer Himmelsbläue die Halbscheibe des Mondes zu erbleichen begann. Die

Luft war frisch und im hohen Grade erquicklich. Den Strom rechts hinab sah man in der Ferne auf dem Wasser und der weitausgedehnten Weidefläche einige Nebelstreifen, welche anfingen zu ziehen und sich leise zu erheben. Man sah ein kleines Boot mit drey bis vier Männern den Strom herabkommen und in einiger Ferne in einem Weidengebüsch anlegen, woraus ich schloß, daß es Schmuggler seyn möchten, die ihre Waaren in dem Gesträuch und Schilf bis zu gelegener Stunde versteckten.

Ich führte einiges kleines Gespräch mit dem jungen Goethe über das, was uns vor Augen war, während der alte keine Lippe öffnete, vielmehr sich mit der erwachenden morgendlichen Natur in stummer Betrachtung zu unterhalten schien.

Indeß ward es am Strande immer lebendiger. Von der linken Seite her aus der hinter uns liegenden Stadt sah man abwechselnd verschiedene Leute kommen, einige ihrem Ansehen nach gleichfalls Reisende, andere Arbeiter, die am jenseitigen Ufer zu thun hatten und mit übergesetzt seyn wollten. Sie traten in eine große Fähre, die zu diesem Zweck nicht weit von uns bereit lag und die sich nach und nach anfüllte.

Die Morgenröthe fing bereits an der Helle zu weichen, die dem baldigen Erscheinen der Sonne vorangeht. Ein schöner Storch flog nahe an uns vorbey über den Strom hin nach den feuchten Niederungen des jenseitigen Ufers. Goethe sowohl wie sein Sohn bemerkten ihn. „Der Storch fliegt schon nach Fröschen für seine Jungen", sagte der junge Goethe. Es ist Zeit, lieber Vater. Der Vogel fliegt rechts, es ist ein gutes Zeichen. Nun Doctor, gehabt Euch wohl! Es scheint, Ihr wollt nicht mit? geht! Ihr habt noch Geschäfte". Ja, sagte ich, sein geheimnisvolles Lächeln erwiedernd, ich habe diesseits noch einiges zu thun. Und somit gab ich ihm die Hand und wünschte Beyden wohl zu reisen. Goethe schritt nach der Fähre voran; er öffnete keine Lippe, es schien als sey ihm das Reden verboten. Auch reichte er mir keine Hand. Ein sehr flüchtiger freundlicher Blick und ein geringes Zunicken während dem Einsteigen, war das einzige Zeichen des Abschiedes.

Ich ging den sanft abschüssigen Strand wieder hinauf in die Nähe des ersten Hauses, wo ich stehen blieb, um von dieser geringen Höhe ihrer Fahrt über den Strom weiter nachzusehen. Hiebey bemerkte ich in meinen Gedanken als etwas Auffallendes, daß die übrigen Passagiere allerley Bündel und Reisegepäck mit sich führten, während meine genannten edlen Freunde ohne alles Gepäck waren und überhaupt den Eindruck machten, als hätten sie keine leiblichen Bedürfnisse. Ich blickte ihnen nach, so lange ich konnte. Es that mir nicht leid, daß sie gingen,

so wie ich auch an ihnen beym Abschiede keine Spur einer herzlichen Regung wahrgenommen hatte; es war alles, als ob es so seyn müßte. Sie nahmen ihre Richtung nach Südosten, wo sich ein flaches Wiesen- und Weideland mit einigem sehr einladenden Gebüsch und Gehölz unabsehbar ausdehnte. Von Gebäuden in der Nähe und Thurmspitzen in der Ferne war jedoch keine Spur, und ich machte daraus den Schluß, daß dieß ein Land sey, das nicht von Menschen bewohnt werde."

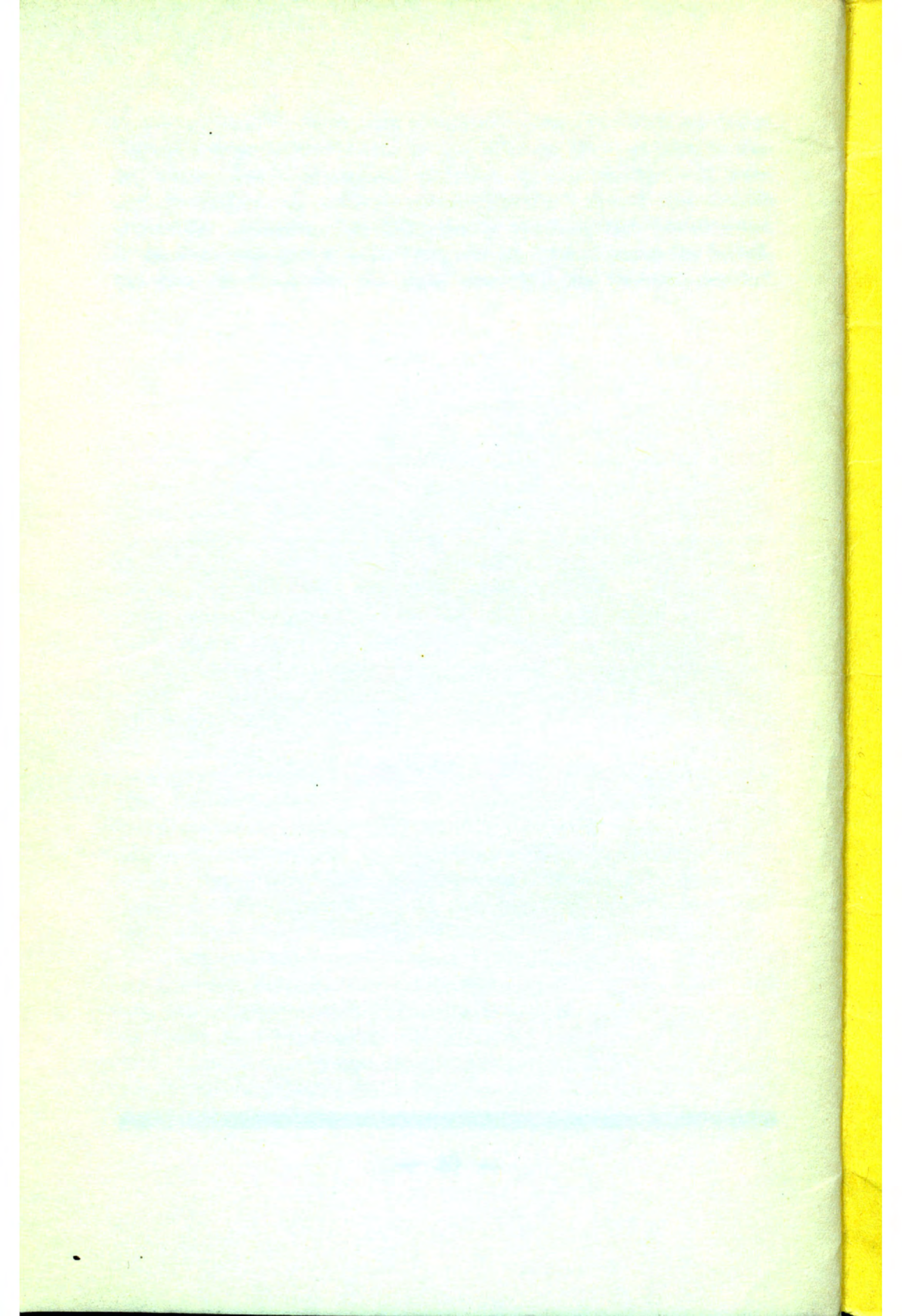
[illegible]

GOTTFRIED KELLER

[illegible]

[illegible] AUS DER KINDHEIT KNUT HAMSUNS

[illegible]



Von des gleichen Verfassers psychoanalytisch-biographischen Arbeiten sind in Buchform erschienen:

GOTTFRIED KELLER

Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive

Geheftet RM 3.50

PSYCHOANALYTISCHES ZUR PERSÖNLICHKEIT GOETHES

Vortrag im Wiener Goethe-Verein

Geheftet RM 1.–

EIN GESPENST AUS DER KINDHEIT KNUT HAMSUNS

In Leinen RM 3.50

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG, WIEN I.

